

Kerstin Hensel: Tanz am Kanal. Erzählung. Frankfurt: Suhrkamp, 1994, 119 S., 29,80 DM

Die Heldin dieser Erzählung hat es im Jahrhundertsssommer 1994 unter eine Kanalbrücke der kleinen ostdeutschen Industriestadt Leibnitz verschlagen; hinter ihr liegt ein bemerkenswerter sozialer Abstieg: die behütete Tochter eines adligen Medizinalrates ist durch diverse Schläge des Schicksals, konkreter: ihres sozialistischen Staatswesens und ihrer sozialen Umwelt, auf den Stand einer Stadtstreicherin herabgesunken, als sie die Muse küßt: „Jetzt, da mir ein großer glatter Bogen Packpapier am linken Brückenpfeiler vor den Füßen liegt, erfahre ich das erste Mal seit Jahren wieder Freude. Es ist kein Zufall, daß mir das Schicksal dieses Papier bringt, denn ich bin auserwählt zu schreiben. Zu nichts sonst auf der Welt, als mein Leben zu erzählen; an diesem Tag werde ich damit beginnen.“ Die Stadtstreicherin erzählt ihre Geschichte - Kerstin Hensel befolgt konsequent ein analytisches Bauschema: In kurzen Abschnitten beleuchtet ihre Ich-Erzählerin Schlüsselsituationen ihres Lebens, dazwischen springt die Textregie immer wieder in die Erzählgegenwart, um so praktisch über das ganze Buch hinweg die Spannung zwischen Ausgangs- und Endpunkt der Biographie aufrechtzuhalten. In der Tat kommt beim Lesen dieser kurzen, gleichwohl an signifikanten Ereignissen mehr als reichen Geschichte nie Langeweile auf, was sich auch dem souveränen Erzählen der Autorin verdankt, die über eine ganze Reihe eigener „Töne“ sicher verfügt. Die extreme Biographie der Protagonistin ist schließlich repräsentativ für die tiefzerstörerische Realität der alten DDR sowie die Problematik einer weiblichen Sozialisation. Dabei sehe ich den letzteren Aspekt (der freilich auch wieder eine Legende nostalgischer DDR-Verklärung untergräbt) als den wichtigeren an:

Ohne jede feministische Programmatik auskommend, dürfte Kerstin Hensel mit „Tanz am Kanal“ ein für weibliche Selbstverständigung wichtiges Buch gelungen sein.

Hans-Peter Ecker